

„Welsche“ Dörfer, „welsche“ Namen und „welsche“ Sprache in Württemberg-Baden

Zu den Jubiläumsfeiern unsrer Waldenser

Von Friedrich Vogt

Nachdem eben 250 Jahre im Verfließen sind, seitdem die Waldenser bei uns auftraten, erscheint es wohlangebracht, ihrer in diesem Jahr besonders zu gedenken.

Lange Jahrhunderte waren sie als Vertreter der ersten evangelischen Religionsgemeinschaft der Welt (ihren Namen, sofern er nicht einfach „Talbewohner“ bedeutet, hatte ihnen ihr geistiger Führer Petrus Waldes gegeben) als einfache Alpenbauern in den Hochtälern der Cottischen Alpen sesshaft gewesen, die von dem heutigen Nordwest-Italien ins südostfranzösische Gebiet hineingreifen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg waren sie ihres Glaubens wegen wieder einmal besonders heftigen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, deren Anstifter der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen und Ludwig XIV. waren, und schließlich außer Landes gejagt worden. Als Vertriebene hatten sie unter anderem auch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg um Aufnahme gebeten. Dieser entsprach der Bitte gerne, da weite Gebiete seines Landes seit dem Großen Krieg noch immer entvölkert und verödet waren (die Lage also in dieser Beziehung nicht der entsprach, die unsre heutigen zu uns gekommenen Vertriebenen antrafen). Über 2500 Menschen, unter der Führung des Waldenser-Helden, Pfarrer Henri Arnaud, hatten so schließlich in bereits bestehenden Siedlungen oder in neu von ihnen gegründeten eine zweite Heimat bei uns gefunden. Daß sie zuerst in den dürrtigitsten Verhältnissen hausten, ist bezeugt; ebenso aber auch, daß diese sich im Laufe der Jahre bis zu dem Zustand besserten, in dem unsre Alt-Einheimischen sich befanden und befinden.

Im Jahre 1699 waren auf dem damals württembergischen Gebiet folgende Ortschaften bzw. Teile von ihnen mit Waldensern besiedelt:

Gochsheim (nördlich Bretten); Großvillars und Kleinvillars (zwischen Maulbronn und Bretten); die „welsche“ Gasse in Dürrmenz; des Mürriers, das heutige Schönenberg, Corres und Synac – so gaben die Waldenser die Flurbezeichnung Sengach wieder, die der Ortschaft den noch heute bestehenden Namen lieh (alle nordwestlich Mühlacker); Pinache, Serres und Lucerne, das heutige Wurmberg-Neubärental (alle

südlich Dürrmenz); und Perouse (westlich Leonberg).

Im Jahre 1700 kamen hinzu:

Nordhausen (nordwestlich Lauffen a. N.); Palmbach, Mutschelbach und Grünwettersbach (alle südlich Durlach); und schließlich Boursset, das heutige Neuhengstett (bei Calw).

Einige wenige dieser Siedlungen sind infolge von Grenzveränderungen inzwischen ins Badische gerutscht. Die „welschen“ Ortsnamen sind größtenteils mit solchen gleichlautend, die sich in der piemontesischen Urheimat der Waldenser vorfanden. Für die schwäbischen Mit- und Umwohner waren sie unaussprechbar: sie gaben den Waldensersiedlungen eben die Bezeichnung „Welschdörfer“ bzw. „die welschen“ Dörfer. Daß auch die Flurnamen innerhalb der den Waldensern überlassenen Markungen verwelscht wurden, und so meist heute noch erhalten sind, darf gleich hinzugefügt werden.

Über die im Laufe der Zeit sich vollziehende Angleichung der Waldenser in ihren kirchlichen, schulischen und sonstigen Verhältnissen an die in ihrem Aufnahmeland herrschenden ist in den zurückliegenden Jahren vielfach und ausführlich berichtet worden. Aus diesen Berichten entnehmen wir, daß sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts der evangelisch-lutherischen Landeskirche eingegliedert wurden, ohne jedoch darum gewisse ihrer mitgebrachten kirchlichen Bräuche – so z. B. eine besondere Form der Abendmahlsspendung – aufzugeben. Den entscheidenden Schritt zu ihrer Anpassung an ihre neue Heimat bedeutete aber wohl die um die gleiche Zeit erfolgende Umstellung von der bis dahin gebrauchten französischen Schriftsprache in Kirche und Schule auf die deutsche. Von da ab nahm die Kenntnis der deutschen Sprache mehr und mehr zu, ohne daß sie zunächst das mitgebrachte Patois, welches von den deutschen Nachbarn als „Welsch“ bezeichnet wurde (ohne jeden Hintergedanken!), hätte verdrängen können. Dieses stellt einen südfranzösischen, ans Italienische anklingenden Dialekt dar, dessen Art und Schicksal nach der Verpflanzung auf unsern schwäbischen Boden bisher nur einigen wenigen Sprachbeflissenen bekannt geworden ist und darum in diesem Aufsatz erstmals auch der Allgemeinheit in verständlicher Form vermittelt werden soll.

Daß sich die Waldenser im übrigen um unser Land in mehr als einer Hinsicht verdient gemacht haben, sei zuvor wenigstens im Vorbeigehen noch erwähnt. Einer der ihren, ein Handelsmann namens Seignoret, brachte im Jahre 1701 die Kartoffel nach Württemberg, und der bereits genannte Henri Arnaud pflanzte

sie als erster in seinem Gemüsegarten in der Kolonie des Mûriers = Schönenberg. Andere versuchten, die Seidenzucht bei uns heimisch zu machen (gerade daraus erklärt sich ja der französische Namen für das eben genannte Dorf). In den Fabriken der nahegelegenen Landstädte waren die Waldenser, soweit sie nicht mit der Landwirtschaft ihr Leben fristen konnten, als geschickte Hilfskräfte geschätzt.

Sonst brachten sie Leben und frisches Blut in die schwäbische Ecke herein, in die sie verpflanzt worden waren. Sie liebten Sang und Tanz und waren gern gesehen, wo man fröhliche Gesellschafter suchte. Es war etwas los auf ihren Dörfern und in deren Gasthäusern, und bei ihren Dorffesten ging es hoch her, sobald sie einmal ein bißchen zu Geld gekommen waren. So wundert es uns nicht, wenn man beispielsweise dem Dorf Neuhengstett in dessen Umgebung gelegentlich die scherzhafte Bezeichnung „Klein-Paris“ gegeben hat.

Die Waldenser waren – man sieht das heute am ehesten noch bei den Bewohnern von Neuhengstett und Perouse – durchschnittlich mittelgroß, eher klein, zartgliedrig, schwarzhaarig und dunkeläugig, von schmalem Gesicht mit etwas vorstehenden Backenknochen und einer ledergelben Hautfarbe. Also anders als der bei unsern Einheimischen übliche Typ. Doch: Gegensätze ziehen einander an! Im Anfang ihres Hierseins mochten die Tatsachen, daß die Waldenser einem völlig fremden Volk entstammten, daß man sie nicht verstand und auch, daß sie „nichts weiter zu bieten“ hatten, nicht geeignet sein, sie ihren schwäbischen Nachbarn sympathisch erscheinen zu lassen. Im Laufe der Zeit aber fielen die Schranken: die jungen Leute heirateten herüber und hinüber, und heute gibt es nur noch selten völlig unermischte Waldenserabkömmlinge.

Doch nun zu ihrer „welschen“ Sprache. Hört man sie noch heute? Die Frage muß leider verneint werden. Leider – deshalb, weil sie bei aller Einfachheit eine wendige, klangschöne und interessante war. Aber sie hatte sich auf die Dauer in ihrer Abgeschlossenheit so wenig wie das Schriftfranzösische halten können. Heute sind außer den Personen- und Flurnamen nur noch vereinzelte Sprachbrocken aufzufinden. Und nur noch selten sind sich die Sprecher deren Bedeutung bewußt. Auch werden sie jetzt in schwäbisch-fränkischem Tonfall und Lautanstrich vorgebracht.

Nun hat aber der Verfasser dieser Zeilen noch die Zeit erlebt, wo das alte Waldenserwelsch noch von ein paar steinalten Leuten untereinander gesprochen wurde. Es waren dies: Jeanne Héritier, geb. 1838, aus Neuhengstett; Jeanne Gille, genannt Charriers

Jeanne, geb. 1839, und deren gleichnamige Freundin, genannt Gaydes Jeanne, geb. 1843, beide aus Serres; Jacques Perrot, geb. 1846, in Calw wohnhaft. Er hat sie, bevor sie nacheinander kurz darauf starben, Ende der 20er Jahre aufgesucht, um in der Unterhaltung mit ihnen ihre Mundart unter Verwendung moderner Mittel lautlicher Registrierung festzuhalten (an sich wurde das „Welsch“ ja nur gesprochen und konnte nicht geschrieben werden; dafür war ja eben das Schriftfranzösische eingetreten). Behelfsmäßig, mit den üblichen Buchstaben unseres deutschen Alphabets wiedergegeben, seien einige zusammenhängende Proben von ihr angeführt (man lese jeden Buchstaben so, wie er geschrieben steht):

Zuerst zwei scherzhafte Reimverse:

Margarita, Margarot,
La patáka büljun trop!
Tir areire lu tüping,
La sum bru per lu mating!

Margarete, Margaretchen,
Die Kartoffeln kochen zu sehr!
Zieh den Topf weg,
Sie sind gar für den Morgen!

und:

Margarita, Pjäre ru,
Kaire sent ave-u eipú?
Sink a la vinja, sei ai pra,
Set a la gära per saudá!

Margarete, du rot(haarig)er Peter,
Wieviel hundert Liebhaber hast Du?
Fünf im Weinberg, sechs auf der Wiese,
Sieben im Krieg als Soldaten!

Der des Französischen oder Italienischen Kundige stellt ohne weiteres fest, wie das „Welsch“ mit beiden verwandt ist. Der in den Dingen des Lebens Erfahrene bemerkt andererseits mit Schmunzeln die unbeschwertere Lebensauffassung der jungen Margarete, die den Kartoffeltopf auf dem Herd vergißt, gewiß, weil sie durch das Denken an ihre vielen Lehrer abgelenkt wurde!

Dann das Vaterunser in der einfachen Form, wie es Frau Héritier hersagte:

Paire dai själ!
Tung nung la vénta ke priéng.
Ta bälita vére văr nu.
So ke tū vori la vénta k ung fáse sū se munt kum ai själ.
Dúra nu noter pang enköi kome tū li dschurn.
Sundscha pa a noteri petschá, kusi nu pardúng a noteri parent.

E méra nu pa din l abandúg.
Adschüa nu fóre dai tschagring.
Lu själ e la tära e la forsa ä téu. Amen!

Vater des Himmels.
Deinen Namen müssen wir anflehen.
Deine Herrlichkeit komme zu uns.
Das was Du willst, müssen wir tun auf dieser Welt wie
im Himmel.
Gib uns unser Brot heute wie alle Tage.
Denke nicht an unsere Sünden, wie wir vergeben unsern
Nächsten.
Und führe uns nicht in die Verlassenheit.
Hilf uns heraus aus dem Kummer.
Der Himmel und die Erde und die Kraft ist Dein. Amen!

Dazwischen einige der Flurnamen aus Neuhengstett:

li golét	die Hälslein
la klapiera	der Steinhaufen
la kurtlinja	die kurze Strecke
la grantpursjung	der lange Teilacker
lu pra de vel	die Kalbswiese
la tära rusa	die rote Erde

Und schließlich noch einen zusammenhängenden
Prosatext:

L am pasá a mee d oktobr lu rei ero a nu. Nu l avian
kuvjá k a vange a notro groso fáto; e pöi al a dit la
peire pa äsre.
Ma al a parmatü ka vri üra vee e piljá ün parél lüok;
ampertut a peja pa naa.
Koli d li autri lüok vangésan poi si lu vrian parlá. Al ä
pü vangü. Ke dschurn nu li sun aná angkuntro.
A no durá la mang. Vint sei tschariot vrian deréire.
La korda ä rut a ün d si katre kavál. A se areschtá
dran la gleiso.
N äara dschant eiki d li weltschi lüok.
Apräa al ä aná din la gleiso e nu sum arturná reire.
Eikeng an akmangsá a tschantá; üra filjo d üro veevo li
a dit ün parél versát ke li an fait dschoi.
Sundscherai a so k ai vit anká a mi veljio. Si belo koso
vererai dschame mai ding notre virádsche.

Im vergangenen Jahr, Mitte Oktober war der König bei
uns. Wir hatten ihn eingeladen, er solle zu unsrem gro-
ßen Fest kommen; und dann hat er gesagt, das könne
nicht sein.

Aber er hat versprochen, daß er einmal komme und
einen solchen (Waldenser)ort mitnehme. Aber jetzt (?)
könne er nicht gehn.

Die aus den andern Orten sollten dann kommen, wenn
sie ihn sprechen wollten. Er ist dann gekommen. An
dem Tag sind wir ihm entgegengegangen.

Er hat uns die Hand gegeben. 26 Wagen kamen hinter-
drein. Der Strick ist gebrochen bei einem seiner vier
Pferde. Er hat vor der Kirche angehalten.

Es sind Leute dagewesen von den welschen Orten.

Dann ist er in die Kirche gegangen, und wir sind hinter-
dreingegangen. Einige haben angefangen zu singen; eine
Tochter einer Witwe hat ihm ein paar so Verslein vor-
gesagt, die ihm Freude gemacht haben.

Ich werde an das, was ich gesehen habe, noch in meinen
alten Tagen denken. So etwas Schönes werde ich nie
mehr sehen in unsrem Dorf.

Zwischen den einzelnen Waldenser-Ortschaften be-
standen kleine, aber bezeichnende Unterschiede in
der Lautgestaltung und der Wortwahl ihrer welschen
Mundart, so wie das auch bei uns innerhalb des
Schwäbischen üblich ist. Aber das beschäftigt eigent-
lich nur den Sprachforscher. Wir begnügen uns hier
mit der Anführung der Proben, wie sie in allen Wal-
denserorten verstanden würden, wenn dort immer
nur noch Waldenser wohnen würden und wenn –
ja, wenn deren heutige Generation nicht inzwischen,
was die Sprache anlangt, völlig in unsrem Volkstum
aufgegangen wäre!

Ein kleines Kapitel Dorfsprache

„Guten Morgen! Fleißig?“ – „So, machet Ihr Holz?“
„Grüß Gott, sind Sie über Land gewesen? Ja heute ist
es das erste Mal schön warm“... Wer kennt ihn nicht
aus eigener Erfahrung, den G r u ß, wie er auf dem
Dorfe üblich ist und wie er – im Unterschied zur kar-
gen Gebärde, zum flüchtigen, raschen Höflichkeitsaus-
tausch im städtischen Verkehr – durch den behaglichen,
traulichen Z u s a t z sich kennzeichnet? Und drängt die
Arbeit noch so sehr, man nimmt sich doch so viel Zeit,
einen Augenblick wenigstens beim Anblick des anderen
zu verweilen und auf sein Geschäft, seine Situation mit
drei, vier freundlichen Worten einzugehen. So hat man's
eh und je gehalten, das gehört sich, entspricht dem Her-
kommen, dem guten Ton, wenn man auf dem Lande
lebt. Wer in der Stadt aufgewachsen ist, muß sich erst
daran gewöhnen, es „lernen“, und hin und wieder kom-
men dabei dann ganz drollige Dinge heraus. So wird
uns z. B. von einer jungen Pfarrfrau erzählt, die von
einer dorferfahrenen Freundin über die Wichtigkeit des
erweiterten Grußes belehrt, ihrem Nachbarn
auf dem Weg zu seinem Baumgarten begegnet und ihn
dann ganz vorschriftsmäßig und unter Hinweis auf seine
nicht zu übersehende und nicht zu verschweigende
Tätigkeit anredet: „Grüß Gott, Herr Müller. So, tun
Sie eine Leiter tragen?“ Das ist sicher brav gemeint,
wenn auch etwas zu mechanisch übersetzt. Sei's drum.
Die Geschichte ist zum mindesten hübsch erfunden und
mag manchem unter uns den Abstand zeigen, der ihn
von der Welt des Dorfes trennt, von ihrem Geist, wie
er kräftig in der Sprache waltet. Dr. R. Zinser, Baiers-
bronn, ein Schüler K. Bohnenbergers, teilte eine charak-